

# Inszenierungen eines Augenblicks

Das Internationale Kunstprojekt im öffentlichen Raum  
„Hier Da Und Dort“

Alle Wege führen nach Singen – und nicht etwa nach Athen, Jerusalem, nach Cuzco oder Loyang in China, dem „Reich der Mitte“. Wenigstens so lange das Rathaus steht. Joseph Koshut gebührt Dank: Der Amerikaner (mit Wohnsitz in Rom) hat die Stadt am Fuße des Hohentwiel zum Nabel der Welt erklärt. Er brachte fertig, was selbst dem ausgefuchstesten Stadtmarketing nicht gelungen ist. Koshut räumt Singen einen prominenten Platz im Koordinatenkreuz der Welt ein. Sein schlichtes Mittel: Kunst.

Der Hauptvertreter der amerikanischen Conceptual Art hat dem marmornen Rathaus von 1960, dessen alter Geist sich unter anderem darin zeigt, dass einzelne Balkone zur Repräsentation für „große Menschenansammlungen bei entsprechenden Anlässen“ konzipiert worden war, eine Art Strahlenkrone verpasst: Neunundzwanzig Worte aus mundgeblasenem weißen Neon zieren in regelmäßigen, exakt bemessenen Abständen den Fries unter dem Gesims des Hauses. Die Neonworte bezeichnen Örtlichkeiten rund um den Erdball: Dörfer, Städte, Metropolen und auch Inseln. Die umlaufende Reihe gibt Unkundigen Rätsel auf, zumal ein heimatnaher Ort wie Twielfeld, nicht jedem Globetrotter vertraut, größere Buchstaben beansprucht als Mega-Towns wie Rio de Janeiro oder Tokio. Die Lösung des Rätsels liegt in einer imaginären Windrose, die den Künstler als Zentrum der Welt ausgehen lässt.

Alle Wege führen nach Singen? „Kirchturmdenken in der Optik einer milde gestimmten Konzeptkunst“, notierte Georg Imdahl in der „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (22. 8. 2000) über Koshuts Lichterkranz „Lokalisierte Welt Singen/Located World Singen“. Seiner

grundsätzliche Sympathie für diese Lesart der Neonkunst tat dieser Nasenstüber jedoch keinen Abbruch. „In Singen bewegt sich die Kunst“ titelte das Frankfurter Blatt, hinter dem bekanntlich kluge Köpfe stecken. Es ließ eine halbe Seite an Berichterstattung zu – wobei die dem Beitrag angehängten Fotografien das Auge auf Harald Müllers pinkfarbene Letter „SINGEN“ an der Stirnwand des DRK-Gebäudes lenkte: Buchstaben bilden den Titel und sind geometrische Skulptur zugleich. Aus Lesen wird hier Sehen.

Doch zurück zu „Located World Singen“, ein produktiver Streitfall, der vielfältige Lesarten erlaubt. Wie jedes Werk der Konzeptkunst vollendet sich auch Koshuts Leuchtschrift-Attacke erst im Kopf des Betrachters. Daher fordert er jeden Betrachter zu einer persönlichen Dechiffrierung der eigensinnigen Wortfolge auf. Sie kann durchaus auch zu der Erkenntnis führen, dass diese Installation vor allem auf die Wahrnehmung von Nähe und Ferne, auf die Bezugspunkte und das Koordinatennetz des einzelnen Menschen eingeht, „auf dessen Zuordnung zu einer Sozietät, einem definierten sozialen Umfeld – was bedeutet eigentlich ‚Heimat‘ in einer Zeit, in der man sich gerne brüstet, Weltbürger zu sein? Unweigerlich stellt sich zum einen die Frage nach kultureller Identität, zum anderen ein Zweifel ein, nämlich der an der Berechtigung unserer Perspektive(n), aus der wir die Dinge dieser Welt erleben und bewerten. ‚Located World Singen‘ stellt das ‚Weltbild‘ zur Diskussion, das eigentlich nur ‚verzerrt‘ sein kann“. Solche – ernst zu nehmenden – Fragen formuliert Michael Brunner in einem Koshut gewidmeten Essay. Denken wir diesen Ansatz weiter, kommen wir zu dem verblüffen-



Catherine Beaugrand: „Fröntierland“. Die documenta-Künstlerin lebt in Paris.

Bild: G. Zister

den Ergebnis, dass die Welt von heute ein globales Dorf ist.

Der Essayist gehörte als Kunsthistoriker zum Team, das Koshuts Engagement in Singen möglich machte. Und wir wissen: Der Künstler mit Weltruf stand nicht allein da. Er war einer von insgesamt 23 Bildhauern und Konzeptkünstlern aus acht Nationen, die aus Anlaß der „Landesgartenschau 2000“ auf Einladung der Stadt nach Singen kamen, um in den öffentlichen Raum hinein „künstlerisch zu intervenieren“. So wenigstens formulierte der Singener Ausstellungsleiter und Direktor des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt/Main, Jean-Christophe Ammann, den aufregenden Umstand, wenn Künstler alternative Stadtrundgänge ins Leben rufen. Mit Kunstwerken, darin bestand das Besondere dieser Großtat (Kostenpunkt immerhin 2,4 Millionen Mark), die eigens für einen spezifischen Standort bzw. Bezugsrahmen auf dem Gelände der Gartenschau oder in der Innenstadt geschaffen wurden. Ammann zur Seite standen Christoph Bauer (Städtisches Kunstmuseum Singen), Silvia

Eiblmayer (Galerie im Taxispalais Innsbruck) und Renate Wiehager (Galerie der Stadt Esslingen Villa Merkel). Manfred Sailer, der ehemalige Bürgermeister von Engen, managte mit großer Umsicht das Projekt, Wolfgang Trautwein (Stadtverwaltung) regelte allfällige technische Details.

Singen präsentierte große Kunst? Ja, und mehr. Keine steinernen Denkmale etwa, sondern Kunst auf der Höhe ihrer Zeit. Was „im öffentlichen Raum“ als öffentliches Monument oder Pathosformel begann, ist längst perdu. Der „Reformer“ Auguste Rodin war der wichtigste Pfadfinder einer künftigen, nun erstmals seit Michelangelo wirklich autonomen Bildhauerkunst. Er lieferte plastische Äquivalente einer spezifischen modernen Weltwahrnehmung, die Hugo von Hofmannsthal 1902 einprägsam beschrieben hat: „Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen.“ Dieser neuen Wirklichkeitserfahrung nähern sich Rodins Assemblagen. Mit dem Zusammenfügen des Heterogenen wurden Konsistenz und Konti-

nuität des Einzelwerks gesprengt, erzählerische Inhalte nahezu unmöglich gemacht. Aus der behaupteten Integrität des Denkmals sprossen Denkmale einer Welt in Auflösung und Umsturz.

Und heute? Keiner, der ein Kunstwerk sozial und urban neu verankern will, stellt es einfach so in den Stadtraum. „Das künstlerische Aufspüren von Unorten, von Niemandland in einer ‚durchgestylten‘, sauber geordneten Innenstadt, wie sie für die meisten westlichen Industriestädte charakteristisch ist, gehört sicherlich zu den Hauptanliegen der jüngeren Kunst im öffentlichen Raum“, notiert Florian Matzner im schwergewichtigen Katalogbuch zum Singener Kunstprojekt (Häuser-media Verlag, Darmstadt). Die „Skulpturen-Projekte“ in Münster in Westfalen, die „Manifestationen“ der Kasseler documenta X wirken in diese Richtung nachhaltiger als erhofft. Im Jahre 1913 erklärte der Avantgardist Marcel Duchamp ein schlichtes Fahrrad-Rad zum Kunstwerk – die Idee des so genannten „Readymade“ war geboren. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gehen Künstler einige Schritte weiter, indem sie den Dingen demonstrativ ihre Funktion nehmen, sie operieren mit vorhandenen Situationen, sie analysieren oder unterwandern öffentliche Systeme. Oft erst auf den zweiten Blick geben sich ihre Eingriffe als Kunst zu erkennen. Und meist sind es „nur“ Inszenierungen eines Augenblicks.

Beispiele in der Hohentwielstadt: Da türmte sich auf dem Friedrich-Ebert-Platz ein Windrad. Formen und Materialien aus dem Industriedesign spiegelten Vertrautheit und lockten (doch) in die Irre. Die Energie, die das Windrad erzeugte, diente nicht der kollektiven Stromerzeugung, sondern der Eigenwerbung.: sie speiste eine Nebelmaschine, die den Erzeuger selbst – das Windrad – durch den Effekt aufsteigender Nebelschwaden inszenierte. Unübersehbar waren die Lettern „Super Selbst Singen 2000“ auf einem Rotorblatt des Windrades. Seit Duchamp sich als Meta-Ironiker ausgab, gehört der hintergründige Witz zum Verwirrungspotential der Kunst.

Oder die Schwimmbadleiter am Ende des Maggi-Tunnels, der das Zentrum der Stadt mit der Suppenfabrik verbindet: der Irrtum eines Architekten? Nein, ein subtiles Verfremdungsspiel: Steigt ein Passant in die Unterwelt des

düsteren und schmutzigen Tunnels hinab, so taucht er nun in tiefe Bläue ein. Die Leiter an der Stirnwand bietet einen scheinbaren Ausweg aus dieser klaustrophobischen Unterwasserwelt . . . – Es gab anfangs Proteste gegen Mira Schumanns Arbeit. Man wollte sich auf dem Weg zur Arbeit nicht in einem verschwimmenden Raum fühlen. Wahrnehmungsveränderung dürfe sein, aber bitte nicht so. Die Proteste sind längst verstummt, man hat sich arrangiert, mehr noch, Schumanns künstlerischer „Eingriff“ bleibt der Stadt erhalten – wie noch einige andere Kunstwerke des Projekts.

Ein drittes Beispiel: Was auf den ersten Blick auf dem Bahnhofsvorplatz als reguläre Bauschilder identifiziert wurde, entpuppte sich im Nachgang als subversive Installation: Alle Schilder zeigten Bauarbeiter, die allerdings zweckfreien Tätigkeiten nachgingen wie Nachdenken, unbeschwertes Singen oder (nach Martin Luther?) ein Bäumchen pflanzen . . .

Eine (inzwischen abgebaute) Windmühle wird – bei der Stuttgarter Künstlerin Simone Westerwinter – zum allegorischen Bild des Menschen schlechthin. Die andere Aktionistin, Mira Schumann, erinnert auf unwiderstehliche Art an einen (Un-)Ort, ruft im Kopf (Angst-)Bilder, ja ganze Szenen im Tunnel ab. Der Basler Guido Nussbaum entwickelt aus nüchternen Dingen eine wunderbare poetische Komik: An anderer Stelle, an der Automeile der Stadt, arrangierte der Künstler als Florist einen üppigen Strauß aus 16 auf Alu-Rohre montierten Achtungsschildern, die er in ein von der Georg Fischer AG zur Verfügung gestelltes, riesiges Steingutgefäß steckte. All das sind Suchspiele aus der Wunderkammer: Singen bot davon gleich ein halbes Dutzend. Allein Laura Ruggeri verabschiedete sich von der Straße. Die italienische Künstlerin hatte im Internet fünf virtuelle Städte mit dem Namen „Singen“ begründet: Ein medienkritischer Salto zum Thema ideale Stadt.

Wer den Singener Parcours im Sommer 2000 durchlief, machte die Erfahrung, dass die Gedanken frei bleiben. „Hier Da Und Dort“ nahm Duchamps oder auch Koshuts Forderung ernst, dass der Betrachter oder Leser das Werk schafft. Dazu gehören Gegensätze und Widersprüche – aber das ist die provokante Harmonie der Moderne.



Mira Schumann gestaltete in Singen eine Unterführung

Bild: Landesgartenschau

Oder denken wir an die unspektakuläre, aber wirkungsvolle „Schaufenster“-Kunst von Martin Gostner in der Geschäftsstelle der Zeitung „SÜDKURIER“ in der Ekkehardstraße: Der Österreicher hatte „Fundsachen“ von Singener Bürgern wie Exponate arrangiert. Das ergab eine Art Sillleben-Installation, aber auch ein Mahnmal gegen das schnelle Vergessen. Ebenfalls hinter Glas verlegte Monica Bonvicini ihre Arbeit. Sie folgt der Theorie der „Dislocation“ mit der Wirkung einer „drop sculpture“. Die Berliner Künstlerin zeigte im Schaufenster des Städtischen Kunstmuseums zwei auf Video aufgenommene lange Kamerafahrten durch Los Angeles und unterlegte sie mit Musik. Der Installation wurde – ausgerechnet vom Kunstkritiker des Berliner „Tagesspiegel“ – der Vorwurf der Deplatziertheit und Belanglosigkeit

gemacht. In der Tat hatte Bonvicini ihre Möglichkeiten ein wenig verspielt, weil sie in Singen mit überall verwendbaren Arbeiten zu landen versuchte.

Aber da waren noch andere überraschende Suchspiele, etwa Stephans Balkenhols „Männliche Figur 2000“. Die überlebensgroße Holzfigur blickt stoisch von den Arkaden des Wassertums der Firma Maggi auf die Stadt. Ein in der Fußgängerzone aufgestelltes Fernrohr bietet die Möglichkeit, diesen Muezzin nahsichtig zu beobachten. Die Plastik – Balkenhol hat hier ein in Gießen erprobtes Thema aufgegriffen – bleibt im Turm auf dem Gelände des Lebensmittel-Unternehmens. Auf die Dauer könnte sie ein neuer Schutzpatron der Hohentwiel und „Elephanten“-Stadt werden (Letzteres ist eine phantastische Wort- und Bildschöpfung der

ebenfalls am Projekt „Hier Da Und Dort“ beteiligten türkischen Künstlerin Ayse Erkmen).

Singen bot Heimatbedingungen für große Kunst – und für bedeutende internationale Künstler. Dazu gehört auch der St. Galler Roman Signer und seine hochgradig ortsspezifische Klanginstallation „Brunnenstube“ im einstigen Wasserreservoir der Stadt und/oder die Französin Catherine Beaugrand mit ihrer von asiatischer Architektur inspiriertem Kreuz-, Lauben- und Läuterungsgang „Frontierland“ auf dem Gelände der Landesgartenschau. Beide Arbeiten bleiben in der Stadt. Wie die auf Fernsicht angelegte Intervention von Gerold Miller an einem städtebaulich neuralgischen Punkt, der Kreuzung zur Erzbergerstraße. Der gebürtige Ravensburger Künstler hat die Fassade eines hohen Eckhauses mit hundert Sternmotiven auf leuchtend rot-orangem Grund verkleidet. Der plastische Farbkörper (die Kassetten sind aus Aluminium) strahlt wunderbar – im Abendlicht noch kräftiger als in der Mittagssonne. Millers Arbeit „Plan 2“ ist keine dekorative Wiedergutmachung stadtplanerischer Sünden, sondern ein geglücktes Beispiel für die Poetisierung des öffentlichen Raumes. Es eröffnet die Möglichkeit, diesen anders zu sehen und zu erleben. Denn so wie sich das geschärfte ästhetische Bewusstsein des Betrachters, Fussgängers oder Autofahrers über Nachlässigkeiten ärgert, so nimmt er oft minimale Veränderungen wie eine nachhaltige Irritation auf, deren schwankende Bedeutung der Nachprüfbarkeit bedarf.

Der neben Joseph Kosuth wohl bedeutendste Künstler, der den Weg nach Singen fand, ist der in New York lebende gebürtige Russe Ilya Kabakov. Gemeinsam mit seiner Frau Emilia führte er mit der Installation „The Golden Apples“ im Historischen Stadtgarten die Betrachter in Versuchung. Die ironische und melancholische Variante des Sündenfalls mit goldenen Äpfeln (aus Stahl) im grünen Gras und schwarzen Teufeln (aus Bronze) in den Baumwipfeln war auf der Landesgartenschau 2000 ein Publikumsrenner. Kabakovs Installation, die den Stadtraum spielerisch zum Erzählraum macht, fand sofort einen großzügigen Gönner. Auch diese Ikone des Projekts „Hier Da Und Dort“ bleibt am Hohentwiel.

„Der erste summarische Eindruck von „Hier Da Und Dort“, schrieb ich im Mai 2000 zur

Eröffnung des Kunstprojekts im SÜDKURIER: „Ein Spiel- und Spannungsfeld, das sein Geld wert ist. Wir sehen das Wort von Wols bestätigt: „Alles reimt sich“. Eine Laudatio, obwohl zu diesem Zeitpunkt noch nicht alle „Interventionen“ realisiert waren. So hatte der Stuttgarter Künstler und Wahrnehmungsforscher Georg Winter sein „Bioagit Labor Singen“ in der August-Ruf-Straße noch nicht in Betrieb; erst Tage später durchzog der Duft von Hanf die Fußgängerzone und sorgte bei den Sängern und den Gästen der Landesgartenschau für Irritationen, aber auch für Interesse und Gespräche. Im stählernen Kubus „Wartehaus“ von Lois Weinberger, auf der Grünfläche des Kreuzensteinplatzes platziert, fehlte der Monitor, über den der Künstler später Aufnahmen von 600 verschiedenen Ruderalpflanzen „laufen“ ließ, um so ein nachdenkliches Spiegelbild der menschlichen Gemeinschaft darzustellen; eine hochkomplexe, um kryptisch anmutende Schrifttafeln erweiterte Installation, die für die Besucher der Arbeit nicht auf Anhieb zu enträtseln waren. Olaf Metzels drei Meter hohe Metallgussplastik „Ballannahme“ entwickelte ihre „spielerische“ Kraft erst während der Landesgartenschau. Die in Anlehnung an einen schlichten Ständer entstandene Skulptur, auf dessen Etagen man Blumentöpfe, Obst oder Ähnliches lagern kann, wurde vor allem von jungen ballverliebten Besuchern der Gartenschau frequentiert. Kunst als Gebrauchskunst – zum Beispiel „Ballannahme“.

Im Aufbau waren schließlich noch die beiden modellhaft inszenierten Schrebergärten der Künstlerinnen um Pipilotti Rist aus der benachbarten Schweiz. Ganz selbstverständlich fügten sie sich ins allgemeine Aufgebot der Pavillons und Themengärten der Landesgartenschau ein. Mit einem Unterschied: Die zierlich abgegrenzte Kleinbürgeridylle mit Laube, Gartenschlauch und Grillzubehör (und versteckten Monitoren) konnte von Besuchern stundenweise für Feste gemietet und benutzt werden. Wie schön kann die Verschränkung von Kunst und Leben sein! Diese ebenso lehrhafte wie subversive Installation war neben Kirsten Moshers rollbarem Inventar „Local Park Express“ und den erwähnten „Goldäpfeln“ der Kabakovs der überzeugendste künstlerische Beitrag zum Thema „Garten“. Dagegen reagierte Brigitte

Morhardt-Ehrlicher mit ihrem „Art Support“ etwas bemüht auf den Kontext der Rahmenveranstaltung. Die aus Weingarten stammende Künstlerin rüstete die Besucher, sofern sie wollten, mit einem emblemverzierten Spazierstock aus, mit dem diese sowohl die Gartenschau als auch die Stationen des Kunstprojekts erwandern konnten. (Mein Stock hängt an der Wand...).

Dennoch: Das Singener Projekt war ausnahmslos ein geglückter Versuch, die aktuellen Möglichkeiten der Kunst neu auszuloten. Dazu kommt: Plötzlich hat die junge Stadt dauerhafte Werke von Künstlern im Stadtgebiet, die zur ersten Garde der Gegenwartskunst zählen. Von dieser ersten euphorischen Einschätzung rücke ich auch ein Jahr danach keinen Millimeter ab. Dabei soll nicht unterschlagen werden: Es gab auch Kritik.

Von „Außen“ wurde die mangelnde Planung moniert („Neue Zürcher Zeitung“, 11. 9. 2000). In der Tat hätten mehr Verweise und (noch) mehr Didaktik bei den Kunst interessierten Teil des Landesgartenschau-Publikums für schnellere Orientierung gesorgt. Andererseits: Allein schon das Faltblatt der „Edition Gallas“ (für geringe 2,50 Mark zu haben!) gab reichlich Informationen über das Projekt ab, zwei Kartenteile exakte Hinweise über die Standorte der jeweiligen Kunstobjekte. Zudem boten die „Macher“ von „Hier Da Und Dort“ Führungen an, die von einer Vielzahl von Besuchern – kleinen wie großen – angenommen wurden.

Schwerer wog der Vorwurf von „Innen“. Es sei für das Projekt im Sinne einer Vermarktung zu wenig geworben worden und vor allem – „Hier Da Und Dort“ habe in der Stadt keine Diskussion über Kunst angezettelt...

Ad 1: Das war ein Streit der Politik; hier eine Meinung zu haben, hiesse (falsche) Partei zu ergreifen. Aber zur Erinnerung: An nationaler und internationaler Resonanz und Applaus für „Hier Da Und Dort“ hat es nicht gefehlt. Dass sich das Projekt zu einem Besuchermagneten – wie die Landesgartenschau insgesamt – entwickeln könnte, daran war von vornherein nicht zu denken gewesen. Kunst im öffentlichen Raum hat es schwer; schwerer als solche, die sich kompakt im Museum präsentiert und sozusagen im Handstreich bewältigt werden kann.

Derjenige Besucher, der die Auseinandersetzung mit den Installationen und Interventionen von „Hier Da Und Dort“ suchte, der sich auf die damit verbundenen Anmutungen und Zumutungen einließ, der musste sich dafür einen ganzen Tag reservieren. Und hier bin ich schon auf halben Wege beim zweiten Kritikpunkt: „Es sind die Menschen, die einem Werk im öffentlichen Raum seine Existenzberechtigung verleihen, dadurch, dass sie in Verbindung mit diesem treten, es benützen“ (J. C. Ammann, Katalog „Hier Da Und Dort“). Das ist in Singen geschehen, individuell und kollektiv. Unter dem Strich massenweise.

Pablo Picasso formulierte einmal für sich die Maxime, das ohne Einsamkeit nichts entstehen könnte. Dieser Satz des bedeutendsten Künstlers des 20. Jahrhunderts gilt auch für die Rezeption von Kunst, zumal solcher, von der sich die Vorstellung davon, was sie sein könnte, völlig partikularisiert hat. Eine öffentliche Debatte über das Singener Projekt „Hier Da Und Dort“ – etwa via Leserbriefspalten in den lokalen Zeitungen, in Sitzungen des Kulturausschusses oder bei spontanen „speakers corners“ – wäre den zwei Dutzend Objekten der Begierde nie und nimmer gerecht geworden. Schlimmer noch: Eine lautstarke Debatte hätte sie wohl zerredet.

Fazit: „Auf diesem Wege kann jede Stadt genau wie ihre Bürger für 15 Minuten berühmt werden“, ketzerte Gregor Jansen (in der TAZ vom 13. 9. 2000) über „künstlerische Events“ in Orten wie Hamburg, Bonn, Leipzig, Bregenz oder Singen, die angeblich dem „lokalen Städtetourismus“ dienen. – Darüber ist das letzte Wort allerdings noch nicht gesprochen. Mich persönlich wundert eher die Dauerhaftigkeit von 15 Minuten. Anders gesagt: Alle Wege führen nach Singen. Ich bleibe dabei – wenigstens so lange, wie Koshuts Neon-Tat am Rathaus leuchtet...

Anschrift des Autors:  
Siegmond Kopitzki  
Siedlerweg 4  
78464 Konstanz